

An die Herren Schatzmeister der Ortsgruppen des R.-G.-V.

Unter höflichem Bezug auf den § 22 Absatz b unserer Satzungen, welcher bestimmt, daß die Ortsgruppen immer bis zum 1. April des laufenden Jahres $\frac{2}{3}$ ihrer Mitgliederbeiträge (bezw. 2 M. für jedes Mitglied) zur Hauptkasse abliefern sollen, erlaube ich mir ergebenst zu bemerken, daß nach den mir vorliegenden Büchern bis jetzt für das laufende Jahr seitens verschiedener Ortsgruppen noch keine Mitgliederbeiträge zur Hauptkasse abgeführt wurden. Die letztere ist aber auf den rechtzeitigen Eingang dieser Gelder unter allen Umständen angewiesen, wenn es ihr auch in diesem Jahre möglich sein soll, den ganz bedeutenden Anforderungen für Wegebauten und Wegeunterhaltungen im Hochgebirge, Bewilligungen an die Ortsgruppen, für das Vereinsblatt und sonstige laufende Ausgaben gerecht werden zu können. Die Ortsgruppen, welche für 1915 noch im Rückstande sind, wollen bis zum 15. Mai abrechnen.

Hochachtungsvoll

Der Schatzmeister des R.-G.-V.-Hauptvorstandes
Adolf Vogel.

Hirschberg i. Schl., Schildauerstraße 4.

Heinrich von Kleists Reise ins Riesengebirge.

Don Paul Hoffmann in Frankfurt a. d. O.

„Die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen“. Als Heinrich von Kleist diesen Goetheschen Satz las, konnte er ihn als gewichtige Bestätigung seiner persönlichen Erfahrung mit einiger Genugtuung auf sich wirken lassen, und auf Grund mehrfacher eigener Beobachtung seinen Freund Rühle von Lilienstern erinnern und anfeuern: „Bildung muß der Zweck unserer Reise sein.“ Er hatte bereits einige für die damalige Zeit „nicht unerhebliche“ Wanderungen hinter sich; er war auf Rügen gewesen und hatte den Harz durchstreift und bereitete sich nun auf größere, reicheren Ertrag verheißende Fahrten vor. In diesem einen Punkte kam das Schicksal seinen Neigungen entgegen. Wenn auch des öfteren nur halb und widerstrebend, tat es schließlich ihm doch den Willen. Er reiste, um zu lernen, oder, wie er, seine Schwester Ulrike einschließend, es einmal ausdrückte: „Wir wandern wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf, und wechseln gern ein freundliches Wort mit den Leuten“. Zunächst freilich nicht selbster wie nach Rügen, sondern in Gesellschaft wie in den Harz, und fürs erste weniger um mit Land und Leuten Zwiesprach zu halten, als aus dem Born des eigenen Innern zu spenden und die Gaben der Gefährten zu wägen und zu nützen.

Nachdem das Freundesquartett Heinrich von Kleist, Hartmann von Schlotheim, Karl von Gleichenberg und Otto Rühle von Lilienstern im Sommer 1797 als fahrende Musikanten, „ohne einen Kreuzer mitgenommen zu haben“, den Harz durchzogen hatten, kehrten sie, „von der genialen Reise erfrischt und geistig belebt“ in die Garnison Potsdam zurück, um Mars und den Muses untertan zu sein wie zuvor. Je länger, je mehr kam aber einzelnen aus diesem Kreise zum Bewußtsein, daß niemand zweien Herren dienen könne. Keinem verursachte der Zwiespalt zwischen äußerer Pflicht und innerem Beruf soviel Unbehagen als Heinrich von Kleist. Und so war er denn der erste, der, nach Überwindung vieler Hindernisse, den Degen in die Rüstkammer stellte. Seit längerer Zeit ohnehin „mehr Student als Soldat“, nahm er den Abschied, um in seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder Mathematik, Philosophie und Physik, von ihm als „höhere Theologie“ gewertet, zu studieren. Am 10. April 1799 war er als studiosus philosophiae bei der Diadrina immatrikuliert worden,

und hatte dann leidenschaftlich zu arbeiten begonnen; zu arbeiten, als ob es gelte, alle Wissenschaft in einem Semester einzuheimsen. So sehr er der Studien sich befließ und im Lernen und Forschen Genüge fand, so behaglich er sich auch im Schoße seiner Familie fühlte, vermied er doch bisweilen den Umgang mit den Potsdamer Freunden. Selbst seine kluge und feinsinnig anregende Schwester Ulrike vermochte nicht, ihm das Belebende jenes Kreises zu ersetzen. Da er sich zu einem Briefwechsel die Zeit schwerlich abmüßigte, war er um so mehr erfreut, als in der zweiten Hälfte des Mai 1799 zwei seiner nächsten Bekannten in Frankfurt vorsprachen: Hartmann von Schlotheim und Johann Georg von Brause*). Auf dem Wege

*) Da zum erstenmal in der Kleistliteratur die Persönlichkeit von Brauses sicher ermittelt ist, darf ich, was mir über sein Leben zu erfahren möglich war, hier wiedergeben, umso mehr, als die „Allgemeine Deutsche Biographie“ ihn übergeht: Johann Georg Aemilius von Brause wurde 1775 als Sohn des Königl. Preussischen Hauptmannes und späteren Postmeisters (gest. am 11. Februar 1800) zu Stettin und seiner Gattin Henriette Luísa Hermina geb. von Schaa, geboren. Mittelst Kabinettsordre vom 31. Juli 1788 in die école militaire in Berlin aufgenommen, wurde er am 16. August 1794 Fähnrich in einem der vornehmsten Infanterieregimenter, dem Regiment Kronprinz, nachherigem Regiment König (Nr. 18). Am 24. August 1796 wurde er zum Sekondelieutenant ernannt. Er verheiratete sich am 29. Dezember 1803 mit Albertine Karoline von Schlegell (geb. am 13. Juli 1777) in Potsdam. Am 8. Oktober 1805 wurde er Adjutant beim Generalmajor von Knobelsdorff. Während der Schlacht bei Auerstädt befand von Brause sich in unmittelbarem Gefolge des Königs, den er dann nach Preußen begleitete. In Königsberg traf er Ende November oder Anfang Dezember 1806 wieder mit Kleist zusammen, zu dessen „größter Freude“. Von dort aus wurde er, am 3. Januar 1807 zum Stabskapitän der Armee befördert, 1808 dem Generalstab des Generalleutnant von Bülow zugeteilt, der nach Schwedisch-Pommern gesandt worden war, wo er von Treptow an der Rega aus die pommersche Brigade befehligte. Als Adjutant des Generals von Bülow hielt von Brause sich mit diesem eine zeitlang im Hauptquartier Gustavs IV. von Schweden auf. von Brause wurde am 18. August 1809 wirklicher Kapitän in der Adjutantur. Nachdem er am 9. Dezember 1811 zum Major aufgerückt, war er zunächst Adjutant des Obersten von Borstell, dann am 16. März 1812 beim Generalleutnant von Grawert, dem Führer des mobilen Hilfskorps, das zum 10. Korps der großen französischen Armee gehörte und vom Marschall Macdonald befehligt wurde, und vom 19. August ab beim Generalleutnant von York. Dem Könige schon vom General von Grawert für den Orden pour le mérite vorgeschlagen, erhielt von Brause, auf den vom General von York wiederholten Antrag des „Verdienstes“ wegen, „die erhaltenen Aufträge mit Kaltblütigkeit und Umsicht“ überbracht zu haben, am 18. Oktober 1812 den „Verdienstorden“, wie hervorgehoben wurde, „für erneute Auszeichnung an den Tagen vom 26. September bis 1. Oktober.“ Nachdem

zum Riesengebirge, machten sie um so lieber in Frankfurt Station, als auch sie sich nach ihrem lieben Kleist sehnten. Er zeigte den Freunden die alte Stadt, machte mit ihnen Spaziergänge durch das schöne Odertal und auf die angrenzenden Höhen. Dabei wurden Erinnerungen aufgefrischt, der gemeinsamen Freunde gedacht, und gegenwärtige Bestrebungen und zukünftige Pläne besprochen. Brause und Schlotheim hatten nicht nur Grüße aus Potsdam überbracht, sondern auch erzählt, daß noch einer ihrer Kameraden in nächster Zeit nach Schlesien aufzubrechen beabsichtige. So war man, als die Scheidestunde schlug, dahin übereingekommen, daß auch Kleist und seine Geschwister sich dem Nachkommenden anschließen

er an den kriegerischen Begebenheiten in Kurland rühmlichen Anteil gehabt, konnte er auch bei der Bildung der preussischen Landwehr in Königsberg mitwirken. Am 1. März 1813 zum Gouverneur des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelms I., ernannt, hinderte eine schwere Erkrankung ihn, zunächst der Allerhöchsten Bestimmung Folge zu leisten. Am 19. März 1813 wurde von Brause als Adjutant zum General der Kavallerie von Lestocq kommandiert, und als er im Herbst die Krankheit überwunden hatte, als preussischer Offizier im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden angestellt. Infolge übermäßiger Anstrengung trat ein Rückfall der Krankheit ein. Nach seiner Wiederherstellung wurde er am 8. Januar 1814 zur Dienstleistung im Generalstabe kommandiert. Im August 1814 wieder zum Gouverneur des Prinzen Wilhelm ernannt, avancierte er am 10. Juli 1815 zum Oberstlieutenant. Unterm 19. April 1817 von dem Verhältnis als Gouverneur entbunden, wurde ihm bis zur anderweitigen Bestimmung sein bisheriges Gehalt als Pension bewilligt. Am 12. September 1817 zum Kommandeur des Kadettenkorps ernannt, wurde er am 31. März 1818, mit dem Patent vom 20. April desselben Jahres, zum Obersten und am 19. Juni 1825 zum Generalmajor befördert. Er erwarb sich in dieser Stellung mannichfaltige, große Verdienste um das Militärerziehungswesen nach den verschiedensten Richtungen hin. Hier in Berlin traf er auch wieder zusammen mit den alten Freunden, den Generalen von Rühle und von Pfuel. Beide feingebildete, kenntnisreiche und geistvolle Männer, war Rühle, mehrfach schriftstellerisch tätig, Mitglied der Direktion an den meisten militärischen Unterrichtsanstalten, und Pfuel, obwohl „ihm die Zucht des Gedankens fehlte“, und seine Vorliebe für Anekdoten und Paradoxen wie seine „ebenso drollige als satirische Art“ ihn nicht immer gerecht und sachlich bleiben ließ, erwies sich als ideenreiche, stets anregende Persönlichkeit. von Brause selbst wird von einem Militär und damaligem Lehrer am Kadettenkorps als „ein biederer, einfacher Mann“ bezeichnet, „der durch die Art und Weise, wie er sich gab, sehr für sich einnahm. Er hatte ein freies offenes Wesen, blieb sich stets gleich und trug das Gepräge eines gebildeten Offiziers jener Zeit, das sich von dem der Frontoffiziere durch eine gewisse Urbanität auszeichnete.“ Selbst „von einfachen Sitten“, wirkte er „nach Kräften dahin, den jungen Leuten eine größere Einfachheit anzuerziehen.“ „Glauben Sie mir“, sagte er unserem Gewährsmann einmal, „der Luxus untergräbt die Sittlichkeit des Volkes und zugleich unsere militärischen Sitten. Bösen Einwirkungen solcher Art widersteht kein Heer.“ In Anerkennung seiner Verdienste erhielt von Brause am 10. Juni 1829 den roten Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub. Seines Alters wegen wurde er auf seine Bitte von dem Amte als Kommandeur der Kadettenanstalten entbunden, und am 30. März 1834 vom Könige zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule ernannt. Er starb am 10. April 1836 in Berlin. Seine Frau, „eine ehrwürdige, geistreiche Dame“, obwohl sie „viel kränkelte“, überlebte ihn lange. Sie starb am 10. März 1845 im Hause eines ihrer Schwiegersöhne eines Grafen York von Wartenburg in Klein-Ols. — Vgl. Atten im Archiv des Kriegsministeriums in Berlin. — H. v. Brandt, Aus dem Leben des Generals Dr. Heinrich von Brandt. 2. Bd. Berlin 1869, S. 2, 3, 6, 9; 3. Bd. Berlin 1882, S. 315. — H. v. Kleists Werke. Ausg. des Bibliograph. Instituts Leipzig 1905. 5. Bd. S. 332. — Gust. Lehmann, die Ritter des Ordens pour le mérite. Berlin 1913; 2. Bd. S. 11 f.; 53 f. —

solten. Denn mit Brause und Schlotheim sofort aufzubrechen, dazu konnte Heinrich von Kleist aus Rücksicht auf seine Arbeit sich nicht entschließen. Da aber die Sommer- oder Margareten-Messe, während welcher die Hörsäle auf vierzehn Tage geschlossen wurden, nahe bevorstand, war eine Möglichkeit gegeben, die Studien zu unterbrechen, ohne daß eine Versäumnis der Vorlesungen dadurch bedingt worden wäre.

Während nun Heinrich von Kleist wieder unermüdet über den Büchern brütete, zogen die beiden Freunde fröhlich ihre Straße. Sie erstiegen die Schneekoppe, beobachteten auf der Spitze des Kegels den Sonnenuntergang und blieben dann in der Hampelbaude, der ältesten und damals einzigen Baude an der Nordseite des Gebirges, über Nacht. Über ihre Stimmung und die empfangenen Eindrücke, und die Gedanken, welche sie erregten, geben die Worte Auskunft, die sie in das Fremdenbuch, das sogenannte „Koppenbuch“, das heute auf der Gräflich Schaffgotsch'schen Bibliothek in Warmbrunn verwahrt wird, eintrugen. Dort fand ich — auf S. 502 — folgende aufschlußreiche und charakteristische Sätze:

In der Hoffnung, daß der Ausgang der Sonne bei heiterem Himmel geschehen wird als der heutige Untergang wird morgen zum zweiten mal die Höhe ersteigen

den 2ten Juni 1799. v. Schlotheim
Lieut. . . im Reg des Königs aus Potsdam.

Und unmittelbar darunter:
Hampelbaude . . d 2^{ten} Juni 1799.

Nur dunkel schlummert im empfänglichen Herzen das Vorgefühl von des erhabensten Schauspiel mächtiger Wirkung. Bangend irrt mein Blick am trüben Horizont nur Hoffnung, diese süße Freundin des schwachen Menschen, umgaukelt den trauernden Geist, u verspricht ihm des wärmsten Wunsches Gewährung, von dieser Höhe der allesbeherrschenden Koppe, Zeuge des Ausganges der Sonne zu sein—. Was kann ich weiter sagen. Nur für Euch Freunde u Bekannte, die ihr nach mir das erhabene Schauspiel zu genießen wünscht, stifte ich dieses Denkmal, vorzüglich für Euch, die ihr ohnlänglichst mit mir, die zwar minderen Schönheiten der freundlichen Natur bei Frankfurt a/O genosset, mir dort einen frohen Tag schenket, u mich eures Vorsatzes gemäß, bald zu diesen Höhen nachfolgen werdet.

v. Brause.

Lieut. im Regiment des Königs a. Potsdam.

Es blieb trübe, u ich tröstete mich, mit dem Gedanken, daß viele Wanderer ein gleiches trauriges Schicksal gehabt hatten.

Ob die beiden Freunde auf der weiteren Wanderung für die auf der Schneekoppe*) erfahrene Enttäuschung entschädigt wurden, ist nicht bekannt; es ließ sich auch nicht feststellen, was sie sonst noch im Riesengebirge gesehen hatten. Nur wenig mehr läßt sich über die Fahrt der drei Geschwister von Kleist und ihres Freundes Karl von Gleißenberg mitteilen.

*) P. Hoffmann, Zu Heinrich von Kleists Reise ins Riesengebirge. „Literat. Echo“, 18. Jahrg., 1. Heft. 1. Oktober 1815, Sp. 61 ff.

Sie machten sich reichlich einen Monat später auf den Weg. Heinrich von Kleist entging auf diese Weise dem Gewühl der Messe, zu der mehrere Tausend Käufer und Verkäufer aus fast allen Ländern Europas nach Frankfurt an der Oder kamen. Das unruhige Treiben erfüllte nicht nur die Straßen und Plätze der Stadt, sondern drang auch bis in das Kleisthaus im Nonnenwinkel, wo um des recht beträchtlichen Mietpreises willen, wie es allgemein üblich war, alle irgend entbehrlichen Räume an Kaufleute, die sogenannten „Mehrfremden“, dreimal im Jahre vergeben wurden.*) Ehe sie noch von Brauses „Denkmal“ fanden, verlebten unsere Reisenden wohl einen schönen Tag auf dem Kynast, den sie wahrscheinlich von Warmbrunn aus erreichten. Wenigstens erinnerte mehr als zwei Jahre später Heinrich von Kleist seine Schwester Ulrike von Basel aus an diese frohen Stunden. „Am andern Morgen“, schrieb er am 16. Dezember 1801, „als wir über die schöne Bergstraße nach Heidelberg gingen, ward unsere Wanderung heiterer. Denn da war alles so weit, so groß, so weit, und die Lüfte wehten da so warm, wie damals auf dem Kienast in Schlesien.“ Mit keinem Worte sonst gedachte er später, soweit wir seine Äußerungen kennen, dieser Reise, und wir wüßten nicht einmal, in welchem Jahre sie unternommen wurde, wenn nicht das „Koppenbuch“ mitteilbar wäre. Zehn Seiten waren mit Namen und Eintragungen bedeckt worden, seit von Brause in Klopstockschem Stil seiner Empfindung Herr geworden war, und ehe unter den sehr vielen, die schon damals die Liebe zur Natur in die schlesischen Gebirge trieb, die Zeilen erscheinen, die sich so wesentlich von den vorausgehenden und nachfolgenden unterscheiden.***) Unsere Reisegesellschaft war in der Hampelbaude übernachtet, vor Sonnenaufgang auf die Schneekoppe gestiegen und hatte, nachdem sie sich durch einen Imbiß auf die Tageswanderung gerüstet, im Fremdenbuch den Ertrag dieser Morgenstunde niedergelegt:

Hymne an die Sonne.

Ueber die Häupter der Riesen, hoch in der Lüfte
Meer,
Trägt mich, Vater der Riesen, dein dreigezadigter
Sels.

Nebel walten
Wie Nachtgestalten,
Um die Scheitel der Riesen her,
Und ich erwarte dich, Leuchtender!

Deinen prächtigen Glanz borge der Finsterniß,
Allerleuchtender Stern! Du der unendlichen Welt
Ewiger Herrscher,
Du des Lebens
Unversiegbarer Quell, gieße die Strahlen herauf,
Helios! wälze dein Flammenrad!

Sieh! Er wälzt es herauf! Die Nächte, wie sie
entfliehn —

*) Das ergeben die Meßkatten im Stadtarchiv zu Frankfurt a. d. O.

***) Vgl. Dr. M. Schuler, Ein neues Gedicht von Heinrich von Kleist; in „Die Woche“ vom 3. Juni 1911; S. 899 f. — Paul Hoffmann, „Ein neues Gedicht von Heinrich von Kleist“, in „Euphorion“, Bd. 18; S. 441 bis 446.

Leuchtend schreibt der Gott seinen Namen dahin,
Hingeschrieben

Mit dem Griffel des Strahles,
„Creaturen, huldigt ihr mir?“

— Leuchte, Herrscher! wir huldigen dir!

Heinrich Kleist,

ehemals Lieutn. im Regt. Garde.

d. 13. July 99 am Morgen, als ich von der Schneekoppe kam.

Die Aussicht auf der Schnee Koppe war weit,
— aber es ist auch keine Kunst, wenn man so hochsteht. — — —

Kleist.

Lieutenant im Inf. Rgt. v. Zenge.

d. 13. July 1799.

v. Gleißenberg konnte sich nicht einzeichnen, ohne an dem Erguß Leopold von Kleists, des einzigen und jüngeren Bruders des Dichters, Kritik zu üben. Nachdem er zwischen das Datum und den Namen „Kleist“ sein:

Cy! wie wichtig!

eingeschoben, kam er selbst mit nachstehendem zu Worte:

Blick hier auf diesem Berg umher,
Seht, wie allmählig herrlicher
Die ganze Gegend sich erweitert;
Hier wird die bängste Brust erheitert,
Hier wird das Herz von Sorgen leer.
In Mauern Zwang und Stadtgetöse
Wähnt unser Geist sich arm und klein,
Hier mißt er freudig seine Größe,
Und fühlt das Glück, ein Mensch zu sein.
Hier kann man Kant und Bibel missen,
Man lacht der Weisheit künsten*) Schlüssen,
Und glaubt der Rednerin Natur,
Und fühlet Gott auf stiller Flur.

den 13. Juli 1799.

v. Gleißenberg Lieut. im Regt. Garde zu
Potsdam.

Den Schluß machte auf der folgenden — S. 513
— Seite:

Allerique v. Kleist aus Francfurt a. d. O.,
d. 13. July 1799.

Bietet Ulrike von Kleists bescheidene Eintragung auch keinerlei Anhalt, ihr Innenleben zu ergründen, so ist sie doch nicht weniger bezeichnend als die in harmlosem Übermut hingeschriebene, gewiß nicht geistreiche Äußerung ihres Bruders Leopold. Ganz anders verhält es sich mit den Zeilen der beiden andern Reisenden. Im Jahre zuvor war die zweite Auflage von Schillers berühmter „Anthologie“ und zum erstenmale mit dem Namen des Dichters herausgegeben worden. Heinrich von Kleist muß sich sehr eingehend mit diesem Jugendwerk beschäftigt haben; denn Schillers „Hymne an den Unendlichen“ schwebte ihm nicht nur als Muster für seine Verse vor, sondern seine „Hymne an die Sonne“ ist geradezu eine Umdeutung der Schillerschen Strophen. Was er wenige Jahre später in ungleich genialerer Weise mit Molières „Amphitryon“ unternahm, eine französisch-leichtfertige Posse in ein tiefgründiges, geistvolles deutsches Kunstwerk umzuschmelzen, das versuchte

*) „künsten“ = künsten.

er hier im Kleinen mit noch unzulänglichen Mitteln und noch nicht im Vollgefühl seiner Kraft. Es ist freilich ein Sollen mehr als ein Singen; aber es sind Verse, kräftige Rhythmen und aus heißem Herzen geboren. Es sind die ersten Verse, soweit wir wissen die frühesten Anfänge; aber doch Strophen eines Dichters, und ich weiß nicht, ob ihre Wucht und ihr voller Ton nicht in Ulrikes Herzen mehr Sorgen und Bangen erregte als Freude; ob sie nicht vielleicht bestürzt und darum so lakonisch ihre Zeile in das Fremdenbuch eintrug, weil sie zu ihrem Schrecken sich eingestehen mußte, daß das, was sie dem Bruder auszureden, weg zu begründen, sich angelegen sein ließ, doch stärker sei, als alle ihre Argumente? Und noch eins: Gleißnerbergs Reimen würde niemand Aufmerksamkeit erweisen, wenn sie nicht ein Wort enthielten, das hier so bedeutungsschwer erklingt: „Kant“. Müßten wir die „Hymne an die Sonne“ als die ersten Zeichen für Kleists Dichterberuf anerkennen, so hören wir hier zum erstenmale in seiner Sphäre den Namen Kant. Genau vor vier Monaten hatte Kleist einen Brief an seinen ehemaligen Lehrer und jetzigen Freund Martini geschrieben, in dem er auf einen besonderen Fall angewandte, was er nicht lange vorher als die allgemeinen Richtlinien seiner Lebensführung seinem gleichstrebenden Altersgenossen Rühle von Lilienstern vorgezeichnet hatte. Steckte er damals noch tief in den Gedankengängen des hausbackenen Eudämonismus des achtzehnten Jahrhunderts, so suchte er jetzt andere Pfade. Noch war ihm nicht der Tempel der kritischen Philosophie eröffnet; aber er stand im Vorhofe des Heiligums und pochte an seine Pforten, und wenige Monate später läßt sich erkennen, an welcher Tür er zunächst Einlaß begehrte.

Wohin die vier Gefährten von der Schneekoppe aus wanderten, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich berührten sie auf ihrer Reise noch Glinzberg. Diese Vermutung läßt eine Stelle in einem Briefe Heinrich von Kleists an seine Schwester Ulrike zu. Am 12. November 1799 schrieb er ihr: „Die Kleist aus Schernewitz war hier, und hat mir gut gefallen. Sie will künftiges Jahr nach Glinzberg ins Bad reisen, und wünschte eine Reisebegleiterin — wen habe ich ihr wohl vorgeschlagen? Sie hat mir also förmlich aufgetragen, dich zu dieser Reise einzuladen“ Frau von Kleist aus Tschernowitz bei Guben war die Tochter des Generals von Tauenzin, desselben in dessen Hause in Breslau G. E. Lessing mehrere Jahre als Sekretär tätig gewesen war. Als sie im Herbst des genannten Jahres nach Frankfurt a. d. Oder kam, sei es, daß sie zur Martini-Messe mußte, sei es, daß sie ihren auf der Diadrina studierenden Sohn besuchte, schilderte ihr Heinrich von Kleist den Aufenthalt im Riesengebirge wohl so verlockend, daß sie Lust bekam, im nächsten Sommer selbst in die heimlichen Gebirge zu fahren und Glinzberg im besonderen zu wählen, weil dieser Ort es den Geschwistern von Kleist vor anderen angetan haben dürfte. Es scheint bei dem Entschluß geblieben zu sein, wenigstens weisen die Kurlisten in Glinzberg in der angegebenen Zeit die Namen der beiden Damen von Kleist nicht auf.

Heinrich von Kleist richtete den eben angeführten Brief an seine Schwester nach Werben, einem Dorfe

bei Cottbus. Dorthin zu Verwandten hatte sich Ulrike auf dem Rückwege aus Schlesien begeben, während ihre beiden Brüder nach Frankfurt a. d. Oder geeilt waren. Leopold von Kleist fand daheim eine Ordre vor, die ihn nach Potsdam ins Regiment Garde versetzte, wo er gewissermaßen die Stelle seines Bruders einnehmen sollte; Heinrich von Kleist trieb es zu den Büchern. Seine Schwester sah er dort erst wieder, als sie an einer Vorlesung teilnehmen wollte, die Professor Wünsch mehreren Damen über Experimentalphysik zu halten beabsichtigte, und die am 18. November begonnen wurde.

Die Dolomitenstraße und der Krieg.

Von Prof. Dr. Paul Krollid, Halensee-Berlin.

(Von der Zensur nicht beanstandet.)

(Fortsetzung.)

Die erschütternde Tragik dieses Krieges empfindet man mit aufs tiefste am Col di Lana, weil die militärische Bedeutung des Zieles hinter der maßlosen Verschwendung von Menschenleben weit zurückbleibt und auch hier ein Scheinerfolg der Strategie die Verbrechen der Politik rechtfertigen soll. Das tiefe Grab, das Salandras blendende Rednerkünste für Österreichs nationale Erniedrigung bereits geschaufelt haben, es reicht nicht aus für die Leichen der eigenen Landesfinder. Unzählige Stürme, selbst im Schnee des Winters noch, sind hier versucht worden, Ströme heißen Blutes wurden dem Moloch des welschen Großmachtsfihels geopfert, aber selbst als ein Enkel Garibaldis als Oberst die Führung übernahm, wollte kein frischer Lorbeer um den verblähten Reklametrantz der Familie sich winden. Ein Grauen liegt über der Schilderung des italienischen Blattes „Avanti“ vom 6. September: „Jeder Versuch bildet ein Kapitel der Geschichte des Bergkrieges, mit dem Blute der verwegenen Stürmer geschrieben. Die Österreicher, liegen flach und unsichtbar zwischen den Felsen. Sobald die Italiener die Schußweite erreichen, werden sie ins Auge gefaßt und niedergeschossen. Den Gefallenen folgen neue Gruppen und teilen dasselbe Schicksal. Auch nächtliche Angriffe schmaler Kolonnen, die von verschiedenen Seiten den Berg hinaufschleichen, verfehlen ihr Ziel. Mit den Lawinen von Felsstücken rollen auch die Anstürmer den jähen Abhang herunter. Trotzdem gibt man nicht nach. Die Unmöglichkeit, dem in dem beherrschenden Felsen verborgenen Feind beizukommen, macht die Italiener wütend und treibt sie zu unerhörter Waghalsigkeit. Unter dem Orkan der Geschosse, der Bomben und Felsstücke wird die Kletterei fortgesetzt. An jedem Vorsprung halten sich die Soldaten mit blutenden Händen fest und ziehen sich mit jäher Hartnäckigkeit an Seilen empor. Und doch war der Rückzug ihre einzige Rettung, mit der Last ihrer toten und verwundeten Kameraden auf den Schultern. Man hat diesen verhängnisvollen Berg umgetauft und nennt ihn jetzt „Col di Sangue“ und „Col di Ferro“. Denn in Wirklichkeit sind diese Felsen in Blut getränkt, und zwischen den Spitzen und kantigen Blöcken liegt die Eisenmasse eines Bergwerks“. Vielleicht sind in letzter Zeit einige Brosamen vom reichbesetzten Tische gefallen. Denn aus dem italienischen

Lager erlangen, etwas voreilig, verheißungsvollere Siegesfanfaren, nach denen der Ausdehnungsdrang der römischen Phantasten so heißhungrig lechzt. Aber nach wie vor ist hier der Weg nach dem Pustertal bollwerkartig verschlossen, und das Stadtbild von Bruneck mit seinem alten, aufragenden Schlosse erscheint den „Siegern“ immer noch nur in flüchtiger Sata Morgana.

Doch verlassen wir die Stätte des Todes, wo sonst zur Sommerszeit ein fröhliches Wanderleben atmet und gierig aus der Schale der Schönheit schlürft, die die Natur ihm an die Lippen setzt. Von Arabba aus zwischen den dunklen Bergmassen zur Linken und den langen, weißen Geröllhalden an den Abstürzen zur Rechten streben duftende Alpenmatten zur Höhe des Pordoihochs empor. Blühender Crocus und andere herrliche Alpenblumen in üppigster Auswahl streuen sich in den einfachen Rasenteppich und geben ihm abwechslungsreich Farbentöne und Schönheit. Aus den Felstrümmern am Rande der Straße leuchtet uns das Karmin der Alpenrosen, das Gold der Wiesenrauten und der weiße Steinbrech entgegen. Dürftiges, doch saftiges Gras sprießt aus dem schwarzen Boden hervor und gewährt nur einen Schnitt im Jahre. Zur Grasernte sind die Landleute die ganze Woche hier beschäftigt, schlafen im weichen Heu der braunen Almhütten, die zahllos die Wiesen übersäen, und kehren erst Sonnabends nach Arabba zurück. Durch den ansteigenden Blumenteppeich schlängelt sich die Fahrstraße in endlosen Kehren wie ein riesiges, weißes Silberband zur Päßhöhe des Pordoihochs (2250 Meter) hinauf. Der Baumwuchs ist verschwunden, aber das Edelweiß blüht dort drüben am Abhang der Sella.

Von dieser höchsten Erhebung der Dolomitenstraße eröffnet sich zum letzten Male eine umfassende Fernsicht auf die Enneberger und Ampezzaner Berge, durch die wir leuchtenden Auges geschritten sind. Aber ein Blick nach vorwärts läßt sofort den veränderten Charakter der Landschaft erkennen. Nicht als ob die Schaffenskraft der feinempfindenden Natur hier wesentlich versagt hätte. Doch der packende Zauber der ausgedehnten Eis- und Schneeflächen verschwindet. Nicht mehr in tiefen Schlunden turmelnd, sondern in behaglicheren Wellen strömt der Bach in der Höhe der Straße dahin. Die etwas breitere Talfläche gewährt ergiebigeren Ausnutzung und genügenden Unterhalt für Ansiedlungen, die sich bis Digo fast unmittelbar an einander reihen. Statt der eisigen Erhabenheit dort drüben fesselt hier die Anmut der Idylle, im Rahmen schroffer Felsgebilde und zackiger Grate.

Vom Pordoihoch senkt sich eine steile Wand fast 800 Meter zum Tal des Avisio herab. In weitausholenden Windungen bezwang sie der Bau der Straße. Weit hinaus schweift das Auge über das ganze obere Fassatal bis zu den Türmen des Latawar. „Da tauchen über den Wipfeln des Bergwaldes die Felswände der Sellagruppe auf, sich immer mächtiger zu festungsartigen Massen entwickelnd, kein Berg mehr, ein System von Wänden, die sich fahl und senkrecht, bleich und hoch übereinander anstürmen. Ganz oben glänzt noch Schnee, während

turmdicke Eiszapfen 1000 Meter hoch über uns kleben und schwärzliche Schmelzwasser an dem gelben Gewände herabrieseln lassen. Kleine Wasserfälle und malerische Alpenhütten beleben den Vordergrund. Jede Kehre der Straße bringt neue, überraschende Bilder. Da stehen die gewaltigen Felskolosse der Langkofelgruppe, klobige, himmeltragende Riesenmassen, von mythischen Riesen aufgepflanzt, den Göttern zum Troste, und davor die charakteristische Südfingerspitze, schlank und feingliedert, im wohlthuendsten Gegensatz zu der unermeßlichen Felsenlast des nachbarlichen Sellagebirges“. Rot-violette Königskerzen und schlanke Weideröschen umsäumen in dichten Gruppen die Ränder der Straße und wiegen ihre rosigen Blütenköpfe im erfrischenden Luftzuge. Nach dem rauhen Windhauch des Joches umfängt uns weiter schreitend die milde Sonne des Fassatales. Canazei, 1468 Meter, sein erster Ort, liegt unmittelbar am Fuße der Wand.

(Schluß folgt.)

M. Witschel: **Vorfrühling in den Bergen.** Es war zu Beginn des Februar. Die köstlichen Tage, die in diesem Jahre so verheißungsvoll schon an den Frühling mahnten, hatten es mir angefan und mich in die Berge gelockt. Die Last der großen, ersten Zeit drückt schwer, und mehr als sonst fühlt recht jedermann das Bedürfnis, wenn auch nur kurze Tage sich dem wunderbaren Stimmungsreiz unserer Berge hinzugeben und in ihrer Schönheit zu ruhen. Wir Schlesier haben es ja leicht, wenn auch der Krieg dem freien Verkehr in den Grenzgebieten wesentliche Einschränkungen gebracht hat. Will man keine Päßschwierigkeiten, will man nicht einmal hochgehen, dann bieten die Ortschaften am Fuße des Riesengebirges im Vorfrühling entzückende Bilder. Die starke Sonne bringt ein Licht und einen Zauber in die Landschaft, welche man im Sommer vergeblich suchen würde. Überall merkt man schon, daß Leben in der Natur sich regt. Violette Schleier liegen über den Birkenhainen; kupferrot stehen im Sonnenglanz die alten Blätter der Eichen. Die Buchen leuchten weiß und bringen die schimmernden grünen Moospolster ihrer Stämme zur Geltung. Goldene Weiden glänzen am Bach und sanften Hintergrund schaffen die Tannen und Fichten in blaugrünem Duft. Eine Wetterkiefer steht schwarz und trozig weit im Feld vor dem Walde. Die Saaten schimmern smaragden, es hat sie wohl auch hier und da an einer Lehne ein starker Nachtfrost rot gefärbt. Die Wiesen und Wegränder entscheiden sich noch für alle Schattierungen in gelb und braun, aber wo flink und klingend irgend ein Rinnjal dahin zieht, sind die Kräuter frisch, wie im Lenz. Und Rinnjale gibts überall, denn in Nestern und Mulden liegt noch der Schnee und immer noch sträubt sich der Winter dem Frühling zu weichen, der ihn vorzeitig verdrängen will. Stolz und sicher herrscht er noch auf den Bergen, die in schimmernder Pracht auf die zarte Lenzeslust herabschauen. Der verhärschte Schnee an ihren Flanken gleißt und blitzt in der Sonne und ihr Licht hebt sie zu einer schier unwahrscheinlichen Größe und Majestät empor. Und die Sonne im Scheiden färbt die Schneehänge rosig, erglöh zu flammenden Sädeln die roten Stämme der Kiefern und Fichten, überleuchtet rostrot die Schollen der frisch umgepflügten Erde, daß das ganze Gelände in einem Feuer zu stehen scheint. Dann sinkt die Sonne: Kalte Lichter und tiefe Schatten liegen auf den Bergen und der Frühlingssauber nimmt ein Ende. — Ich wollte auch noch mal in den Winter hinein. Vom mit Gästen überfüllten „Sanssouci“ in Bräckenberg stieg ich, diesmal in köstlichem Raubreif und weichem Nebel, auf glänzend gepflegter Rodelbahn hinauf zur Heinrichsbaude. An den Teichen siegte die Sonne. Klar lag das Gebirge. Nun stand ich auf dem stolzen Kamme. Nun war ich im Reiche des Lichtes. Strahlend ragten die Berge; die Koppe blitzte und funkelte auf ein wildschönes, aufgepeitschtes schäumendes Nebelmeer, das in der großen Stille der Luft wie in Erstarrung lag. Nach Schlesiens, nach Böhmen ein einziges Wogengekraus, aus dem die Vorberge wie dunkle Walfischrüden oder Schiffstiele emportauchten. Und die Sonne lieb ihm immer mehr

Sarbe, küßte die Wogenkämme rosig, erglühete die Tiefen, bis sie beim Untergehen zwei tiefstarmoisinrote Streifen darüber legte. Da war ich schon über die Wiesenbaude auf dem Trag-schnee zur Geiergude gewandert, um zur Richterbaude abzuzufahren. Für armselige Städter, die jährlich dreimal auf dem Rodel sitzen, ist die Abfahrt in ihrem obersten Teil bei der Steilheit der Spur ein kühnes Unterfangen, dann gings aus gut gehaltener Bahn in wenigen Minuten bis zur Gastbaude und über die Baude hinaus. Nun jedoch war die Bahn zerfahren, vereist, löcherig — es wurde finster und mit Mühe tastete ich mich durch den Wald und über den freien Schneehang bei funkelndem Sternenschein zu den Lichtern von Peßer, die vom Grunde emporblitzten. Um 1/8 Uhr war ich bei Erdmann Richter, meinem alten Winterwirt. Nun kam ein Tag der Rast. Spaziergänge in den Fehgrund, in den Riesengrund; letzterer wie selten geeignet, um Kletterfahrten zu unternehmen. Zur Mittagzeit, wenn die Sonne gewirkt hat, vermochte man selbst mit dem Fuß Stufen in den weichen Schnee zu stoßen und konnte den Eispidel entbehren, um die schroffen Lehnen und Felsen empor zu kommen. Dann gings über Stufensteite mit seiner wunderbaren Aussicht, über Töpfer- und Bohnenwiesbaude im tiefen Winter nach der Suchsbergbaude. Die große, beliebte Sportbaude leer, alle Schneeschuhläufer im Felde. Schon der Wächter, welcher die Schlittenmarken auf der Krummhübler Bahn verkauft, hatte gesagt: „Viel Spaziergänger, wenig Rodeler“. Hier in der sonnigen Klarheit ein Fernblick, der die fernsten Orte zeigte und die blauen Konturen der Berge im Süden und Norden am Horizont zeichnete. So woneßam warm war die Luft, so hell schien die Sonne, daß etliche Pfauenaugen sich vorwagten und wie trunken über Schnee und Eis taumelten. Nun wieder zurück über die Geiergude. Auf dem hochführenden Winterwege kam ich in eine österreichische Schneeschuhkolonne, die zum letzten Lehrkurs in diesem Jahre zur Wiesenbaude zog, um die dort befindlichen 250 Mann abzulösen. Die Wiesenbaude eine Kaserne. Immer in Sonne und Licht gings noch bis halbwegs zur Heinrichbaude; dann setzte Sturm ein und trieb zur Einkehr. Er raste die halbe Nacht; doch am Morgen war es still und über den Silberfamm und die Sturmhaube zog ich mit oder auf dem Schlitten zur Spindlerbaude und hinunter nach Hain, um bei Menzel im Waldschlößchen, meinem langjährigen Sommerwirt zu rasten. Bei 800 Meter hörte auch hier der Schnee auf und der Rodel mußte auf dem Kies bis Giersdorf zur Elektrischen gezogen werden. Aber, das geht bergab ganz gut und jeder leichte Schneefall kann der Bahn wieder aufhelfen. Hier und in Warmbrunn freuen sich unsere Erholung suchenden Verwundeten der schönen Tage und einer Natur, deren Schönheit sich Dielen vielleicht zum ersten Male erschließt. Unsere schlesischen Berge mit ihrer wunderbar stärkenden Luft werden ihnen das beste Heilmittel sein.

Schönfeld (Warmbrunn): Das Frühlingsgewitter, das am Freitag, den 24. März, nachm. über das Riesengebirge hinwegzog, gestaltete sich zu einer überaus eigenartigen, noch nie beobachteten, fesselnden Naturerscheinung. Nachmittags gegen 5 Uhr standen über dem südwestlichen und westlichen Teil des Riesengebirges und über dem Jsergebirge grau-blauschwarze riesige Wolkenmassen als eine hohe Wand. Der Kamm des Hochgebirges war in seiner ganzen Ausdehnung in dicke Wolkenfleier eingehüllt. Um 1/2 6 Uhr entlud sich das Gewitter über dem Warmbrunner Tal. Und es zog nach Südosten und Osten ab. Plötzlich, um 6 Uhr, bekamen die Wolken über dem Jsergebirge einen Spalt, und durch diesen hindurch flutete das Gold der Abendsonne in das Tal herein. Nun wurde die ganze Landschaft in ein zauberhaftes Licht gesetzt. Die Baumkronen des Kurparks schimmerten in einem Glanze, als seien sie in Gold getaucht. Der Scholzenberg mit dem Kaiser Friedrichsturm und mit seinen hübschen Landhäusern bot einen feenhaften Anblick. Es sah aus, als wenn die Farben des Regenbogens über ihn hinfluteten. Dabei lag alles so greifbar nahe und klar erkennbar da. In grellen und scharfen Umrissen leuchtete das Gemäuer der „Heinrichsburg“ vom Kegelrücken des Stangenberges herab. Und im Vorgebirgsgürtel des Hochgebirges wurden der Predigerstein, die Heinbergshöhe und die Annatapelle von der Sonne bestrahlt. Das Hochgebirge selbst und auch die Schneetöpfe waren wieder wolkenfrei. Aber die schwarzblauen Waldhänge und die sattweißen Schneefelder bis hinan zu den scharf abgegrenzten Linien der reinweißen Berggipfel bildeten einen wunder-vollen Gegensatz zu dem herrlichen, einzigen Talbilde.

Holzbecher (Liebenthal): Paul Hoppe. Bei den erbitterten Kämpfen um Verdun hat auch der Vorsitzende unserer Ortsgruppe, Seminarlehrer Paul Hoppe, den Heldentod erlitten. Er fiel am 26. Februar unter dem Feuer der Maschinengewehre. Die Sache des R.-G.-V. verliert in ihm einen eifrigen und begeisterten Förderer, Herr Hoppe stammte aus Berlin. Nachdem er einige Zeit im Volksschuldienste beschäftigt worden war, wurde er am Seminar zu Oberglogau angestellt. Seit 1911 war er an der hiesigen Lehrerbildungsanstalt tätig. Da Hoppe ein warmer Freund der Natur war, hätte unsere Ortsgruppe keinen besseren Vorsitzenden finden können. Seit 1913 leitete er unsern Verein. Durch viele Wanderungen in seiner neuen Heimat hatte er sich eine eingehende Kenntnis unseres Gebirges verschafft, und freudig stellte er seine Kenntnisse und Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit.

Aus Juwelier Neumanns (Jauer) Vortrag über die Urgeschichte der Umgegend von Jauer. Zu einem hochinteressanten Familienabend versammelte der Riesengebirgsverein seine Mitglieder und eine Anzahl Gäste im Saale des „Deutschen Hauses“. Die Ankündigung, daß Herr Juwelier Neumann, der in weiteren Kreisen als eifriger Altertumsforscher und fleißiger Sammler bekannt ist, einen Vortrag über unsere engere Heimat aus prähistorischer Zeit halten würde, hatte seine Anziehungskraft nicht verfehlt. Der Vorsitzende des Vereins, Stadtrat Pehold konnte daher in einer Begrüßungsansprache seiner Freude über den zahlreichen Besuch Ausdruck geben, dabei hervorhebend, daß der Vorstand des Vereins es als ein Bedürfnis empfunden habe, seine Mitglieder nach längerer Pause wieder einmal zu versammeln und zwar zu einer Veranstaltung, die dazu beitragen werde, unsere Heimat auch in prähistorischer Hinsicht kennen zu lernen. Juwelier Neumann begann seinen sorgfältig vorbereiteten Vortrag mit dem Hinweis, daß gerade der Riesengebirgsverein wie kaum ein anderer Verein in Jauer berufen sei, neben der Pflege unserer schlesischen Berge und Fluren auch dafür zu sorgen, daß Heimatschutz und Heimatliebe in die breitesten Schichten des Volkes eingeführt und gefördert werden, was nur erreicht werden könne in dem Bestreben, heimatliche und kulturgeschichtliche Erinnerungen wachzurufen. Die urfundiich beglaubigte Geschichte reicht in Schlesien nicht weit über das Jahr 1000 n. Chr. zurück, der vorhergehende Zeitraum gehörte der Urgeschichte an. Ihre Zeugnisse sind die Funde, hauptsächlich Gerätschaften und Waffen, die von ihrem einstigen Besitzer entweder zufällig verloren oder in irgend einer Absicht der Erde anvertraut worden sind. Sie geben zwar keinen Aufschluß über bestimmte Ereignisse und Personen, wohl aber läßt sich ein Bild der allgemeinen Kulturverhältnisse gewinnen. Durch sorgfältige Vergleiche hat man ferner eine Reihe von Entwicklungsstufen kennen gelernt und eine förmliche Chronologie der Vorgeschichte aufgestellt. — Nach den vornehmlich verwendeten Rohstoffen teilt man die Urgeschichte in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit ein. Diese teilte man wiederum in ältere und jüngere Steinzeit, in ältere und jüngere Bronzezeit, in die ältere Eisen- oder Hallstattzeit, in die jüngere Eisenzeit, in die Völkerwanderungszeit und in die slavische oder polnische Periode. Auch in unserem Kreise und seinen nächsten Nachbarorten sind reiche Funde aus grauer Vorzeit auf uns überkommen, wir erhalten dadurch ein fast lückenloses Bild der Urgeschichte unserer Vorfahren, ihrer Kultur und Lebensgewohnheiten. Nach der letzten Eiszeit, von denen vier für unsere Gegend in bedeutenden Zeitabschnitten in Betracht kommen sollen, erstreckten sich die Eismassen über Skandinavien bis an unser Riesengebirge und wie mächtig dieselben gewesen sind, beweist uns der Umstand, daß die Gletscher bis zu 500 Meter herauf ragend, alle Gesteinsarten des Nordens mit sich führten. Es sind dies hauptsächlich der Feuerstein und der schwedische, fleischfarbene Granit, welche von ihrer Heimat im hohen Norden Europas den weiten Weg auf dem Gletschereis bis zu uns gemacht haben. Ein solch erraticer Block von ansehnlicher Größe im Gewicht von 200 bis 250 Zentner liegt in der nächsten Nähe von Jauer (muskalische Sandgrube an der Peterwitzer Chaussee). Wie lange Jahre mag der scharfkantig gewesene Block von fleischfarbenem Granit gebraucht haben, bis derselbe fast eiförmig abgegriffen den weiten Weg von Schweden bis nach hier zurückgelegt, wenn (wie die Männer der Wissenschaft versichern) er nicht durch oder auf Eisschollen hierher gewandert, sondern durch fließendes Gletschereis täglich höchstens einen Fuß zurückgelegt hat. In dieser grauen Vorzeit, wo das wollhaarige Nashorn, der Ur, das Mammut, der Höhlenbär und

das Renntier hier heimisch waren, finden wir auch die ersten Spuren vom Menschen. Es sind dies eigenartig geformte Steine, zumeist Feuersteine, von denen man deutlich wahrnimmt daß Menschenhand sie bearbeitet. Auch wurden in einer ungestörten diluvialen Kieschicht bei Mondschütz, Kreis Wohlau, in drei Meter Tiefe mehrere Geweißtangen gefunden, welche deutliche Spuren von Bearbeitung zeigten, sie scheinen als Hacken zur Bodenbearbeitung gedient zu haben. Während in dem Höhlengebiet des Juratales in Mähren untrügliche Spuren des altsteinzeitlichen Menschen häufig nachgewiesen sind, ist dies in der höhlenarmen Gegend von Schlesien nicht gänzlich einwandfrei nachzuweisen. Die Höhle von Scharley birgt Knochenreste vom Wildpferd und wollhaarigen Nashorn, die vom roten Berge in der Grafschaft Glatz solche vom Ur und Mammuth, indes könnten diese auch durch Raubtiere, dorthin verschleppt sein. In den Höhlen vom Kizelberg in Kauffung sind nur Bärenknochen gefunden worden. Ganz anders verhält es sich mit dem Vorkommen des diluvialen Menschen im Westen Deutschlands und in der nächsten Nähe von Schlesien in den Ausläufern des Odergebirges bei Predemoß, wo eine bedeutende Ansiedlung nachgewiesen wird. Dort fand man Unmengen von Knochen, angebrannt, gespalten und bemalt. Diese Urbewohner waren Jäger, wohnten in Höhlen, Erdlöchern. Ihre Waffen bestanden aus Knüppeln, Steinen, Knochen, Horn, Geweißtücken und ähnlichen Dingen, als Gebrauchsgegenstände verfügten sie über Schaber, Messer und Bohrer, die sämtlich aus Feuersteinsplittter angefertigt waren. Die Höhlenwände waren häufig mit Tierfiguren bemalt, was auf künstlerischen Trieb und eine scharfe Beobachtungsgabe schließen läßt. Unsere Provinz Schlesien ist verhältnismäßig spät besiedelt worden. Die erste Besiedlung, die etwa 3—4 Jahrtausende v. Chr. erfolgt sein mag, erstreckte sich auf der linken Oderseite in die Gegend von Brieg, Zobten über Jauer, Liegnitz bis Grünberg. Die meisten Fundstätten finden sich in der Gegend des Zobtens. Die Wohnungen dieser Steinzeitmenschen bestanden aus Erdgruben, über die eine Hütte errichtet war, eine innerhalb der Hütte bankartig angelegte Vertiefung diente als Sitzgelegenheit. Zu jeder Wohngrube gehörten ferner eine Abfallgrube, Vorratsräume und Feuerstellen. Soweit germanische Ansiedler in Frage kommen, legten sie ihre Wohnstätten ohne jede Anordnung als sogen. Hausendörfer an, während die Ansiedler slawischer Stämme durch reihenweise Anordnung Zeilenendörfer bildeten. Als Haustiere dienten diesen ersten Bewohnern Schlesiens Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, später auch Pferde und zwei Hunderasen. Ihre Töpfe fertigten sie ohne Drehscheibe, Handmühlsteinen dienten zum Mahlen des Getreides; diese Vorrichtungen, sowie Ackerbau und Weberei zählten zur Frauenarbeit, während die Männer, die ihre Waffen aus Steinen verfertigten, der Jagd und dem Fischfang oblagen. Die Bestattung der Toten erfolgte meist in Hockerstellung, d. h. man zog die Beine an den Oberkörper, befestigte sie dort, zog die Hände unter das Gesicht und bestattete so die Leiche, auf der rechten Seite liegend, den Kopf nach Süden. Dem Toten, den man im vollen Schmud begrub, wurden noch Beigaben, wie Arm- und Ohringe und dergl. ins Grab gelegt. Die Friedhöfe befanden sich bei den Hütten und zwar wurden sie stets auf der östlichen Seite angelegt. Besonders gut erhaltene Hockergräber wurden bei Jordansmühl bloßgelegt, dort fand man die im Lehmboden noch gut erhaltenen Überreste eines 8jährigen Mädchens und eines Mannes in der oben beschriebenen Hockerstellung. Eine andere Art der Bestattung war die Aufbewahrung der Asche oder Gebeine verbrannter Leichen in Urnen. Während die älteren Steinzeitmenschen von kleiner Rasse waren, zeichneten sich die Bewohner in späterer Zeit (Steinzeit) durch hohen Wuchs aus. Der Vortragende ging dann des Näheren auf die prähistorischen Funde in der Umgegend von Jauer ein. Eine besonders umfangreiche steinzeitliche Dorfanlage nebst Urnenfriedhof wurde in Altjauer gefunden. Mehr als $\frac{2}{3}$ der im Besitz des Vortragenden befindlichen Sammlung stammt aus dem dort aufgefundenen Gräberfeld. Die Ausgrabungen erstreckten sich von der Zuderfabrik bis zur Hälfte des Dorfes; Tausende von Begräbnissen haben dort stattgefunden; doch sind Hockergräber in nur geringer Zahl aufgedeckt worden. Außer in Altjauer wurden Dorfanlagen entdeckt in Peterwitz, Poischwitz Jauer, Lobris, Gr.-Rosen, Bedern, Kuhnern, Kaudewitz, Crayn, Liegnitz usw. Eine riesengroße An-

lage fand man in Polkau und auch in Semmelwitz wurde ein großes Gräberfeld aus der älteren Bronzezeit bloßgelegt. Bei Striegau fand man auf dem Breitenberge eine vorgeschichtliche Niederlassung. Meistens finden sich die Urnen nur 40 bis 50 cm unter der Erdoberfläche, so daß viele interessante Funde beim Umpflügen der Felder zerstört werden. Welch wissenschaftlichen Wert man den Ausgrabungen in Altjauer usw. beilegt, geht daraus hervor, daß auf Wunsch an die Museen in Breslau, Göttingen, Berlin und Mainz zahlreiche Fundobjekte gesandt wurden. Das Auffinden zahlreicher Holzüberreste aus Knüppeldämmen deutet nach Ansicht des Vortragenden darauf hin, daß die Umgegend von Jauer zu damaliger Zeit ein Sumpfgebiet gewesen ist, das sich bis nach Bremberg hin erstreckte hat, zweifellos sind die Altjauerischen Wiesen ein See gewesen, worauf der Umstand hinweist, daß beim Durchstechen der Neisse (gelegentlich der Kanalisationsarbeiten) oft eine etwas 3 Meter starke Humusschicht gefunden wurde. Charakteristisch für die damalige Zeit sind die Wallanlagen und Burgwälle. Als solche sind die Schwedenchanse bei Polkau, der Burgberg bei Kolbnitz, der Peterwitzer Weinberg, das Raubschloß bei Siebenhuben anzusprechen; ähnliche Anlagen befinden sich am Heßberg, bei Poischwitz, Seichau, Mertschütz und im Moisdorfer Forst. Vermutlich ist, wie der Vortragende ausführte, zu damaliger Zeit eine Handelsstraße hier durchgegangen, so daß diese Wälle als Schutzanlagen dienten. Nachdem der Vortragende noch die vorzeitlichen Opferstätten wie heilige Haine und Opfersteine in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen, machte er auf eine interessante Entdeckung aufmerksam, die an der Peterwitzer Kirche gemacht wurde. Es fand sich, daß in das Gemäuer der Kirche aus prähistorischen Begräbnisstätten herrührende Urnen eingebaut wurden, wahrscheinlich auf Veranlassung von Geistlichen, die hiermit einen Akt der Pietät begingen. Die Besucher von Peterwitz seien auf diese prähistorische Sehenswürdigkeit besonders hingewiesen. Der zweite Teil des Vortrages bildete gewissermaßen die Illustration zu dem vorhin Gesagten. In etwa 30 Lichtbildern führte Herr Neumann eine große Anzahl von prähistorischen Funden vor, zu jedem einzelnen Bild eine Erläuterung gebend. Die Bilder veranschaulichten u. a. Herd- und Wohngruben, Steingeräte, Gefäße der Bandkeramik, Gräberfunde (Hockergräber mit Beigaben usw.), prähistorische Gußformen für Ätze, Sicheln usw., Budelgefäße, schlesische Schwerter, Bronzefunde, römische Gefäße, ein Fund aus der Zeit der Völkerwanderung, Germanen- und Slawengräber, ein slawischer Burgwall und Hacksilberfunde. Der Vortragende schloß mit dem Wunsche, daß Heimatkunde, und Heimatliebe immer mehr bei uns erstarben und tiefe Wurzeln schlagen möge. Unsere Umgebung berge so viel Zauber in sich, den leider nur wenige kennen, denen aber rufe er zu: Warum in die Ferne schweifen, sieh! das Gute liegt so nah! Auch eine reichhaltige Ausstellung vorgeschichtlicher Funde aus Jauers nächster Umgebung veranschaulichte den Vortrag aufs beste. Herr Neumann hatte seine reichhaltige Sammlung neolithischer Funde ausgestellt, die allseitiges Interesse erweckten. Unter den Gegenständen, die zum größten Teil bei den Ausgrabungen in Altjauer gefunden wurden, befanden sich steinzeitliche Geräte, Waffen und Gefäße in den verschiedensten Formen, ferner Schmuckstücke aus der Bronzezeit und ein Hacksilberfund, der ebenso interessant als lehrreich war. Die Hacksilberstücke rühren von Schmuckstücken her, die in damaliger Zeit zugleich dem Handel dienstbar gemacht wurden. Als Bezahlung wurden alte Schmuckstücke, Münzen und Silberbarren gegeben, welche in Stücke gehackt wurden. Alle, die dem Familienabend beiwohnten, werden nunmehr mit erhöhtem Interesse die prähistorischen Stätten unserer Umgegend zu würdigen wissen und so die engere Heimat noch lieber gewinnen. Diesen Wunsch sprach der Ehrenvorsitzende des Vereins, Buchdruckermeister Buresch aus, der damit den Dank des Vereins an den Vortragenden verband.

Berichtigung: Den vielen wegen des Buches vom „Eigenschaft Haus“ Anfragenden zur Nachricht, daß es in Wiesbaden: Heimatkulturverlag erschienen ist. — In dem Aufsatz des Geheimrats Dr. Neumann ist von ihm als Verfasser des Spruchs: *Menander, nicht Mäander* genannt worden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg